

五

Von Norden rollt ein Donner ist eine Spurensuche in der westdeutschen Provinz, die Geschichte eines brüchigen »urdeutschen« Idylls.

Täglich treiben der 19-jährige Jannes und seine Familie die Schafe über die Flächen der Lüneburger Heide. Doch es herrscht eine gärende Unruhe in der Gegend, der Wolf ist zurück. Es mehren sich Schafsrisse und mit ihnen Konflikte im Dorf, die schnell politisch werden. Während völkische Siedler versuchen, das Thema für ihre Zwecke in Beschlag zu nehmen, die Situation sich zuspitzt und in Selbstjustiz der Bevölkerung zu eskalieren droht, flüchtet sich Jannes zu seinen Schafen in die Heide. Doch dort wird durch eine gespenstische Begegnung plötzlich die düstere Ortsgeschichte aufgefächert, die ihren langen Schatten in die Gegenwart wirft. Markus Thielemann schreibt mit seinem Anti-Heimatroman das Psychogramm einer Sehnsuchtslandschaft und zeigt auf ebenso subtile wie fesselnde Weise, wie sich ein Idyll in sein Gegenteil verkehren kann.

MARKUS THIELEMANN, geboren 1992, lebt in Hannover. Er studierte Geografie und Philosophie in Osnabrück, anschließend Literarisches Schreiben in Hildesheim. Mit seinem zweiten Roman *Von Norden rollt ein Donner* stand er auf der Shortlist des Deutschen Buchpreises 2024.

MARKUS THIELEMANN

**VON NORDEN
ROLLT EIN DONNER**

ROMAN

BÜCHERGILDE GUTENBERG

Dieser Roman wurde vom Niedersächsischen Ministerium
für Wissenschaft und Kultur gefördert.

Lizenzausgabe für die Mitglieder der
Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH,
Frankfurt am Main, Leipzig, Wien und Zürich

Mit freundlicher Genehmigung des Verlags C. H. Beck oHG, München
© Verlag C. H. Beck oHG, München 2024
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Die Büchergilde verbietet, das Werk (Text und Illustrationen) in irgendeiner Weise
zu nutzen, um Technologien der künstlichen Intelligenz (KI)
für die Generierung von Audio, Text oder Bildern zu trainieren.
Sie behält sich zudem das Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG vor,
was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlags untersagt ist.

1. Auflage 2025

Satz: Janß GmbH, Pfungstadt
Einbandgestaltung: Cosima Schneider, Frankfurt am Main
Einbandmaterial und Vorsatzpapier:
Napura Kazar und Wibalin Recycled von Winter & Company, Eimeldingen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7632-7614-1

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:
Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH, Haus des Buches,
Braubachstr. 16, 60311 Frankfurt am Main, Deutschland
produktsicherheit@buechergilde.de

buechergilde.de

*Es ist so still; die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale;*

Theodor Storm

Sie erscheinen auf der Oktoberheide, auf einem Rücken der Ebene, hinter dem es nichts zu geben scheint als immerzu treibende Wolkenmaserung: zwei Hundeschemen, dann der Hirte. Den Stecken in der Rechten, bleibt er im Gegenlicht, seine Gestalt so gebeugt, dass man ihn für einen alten Mann halten könnte. Erst als er einen Schritt macht, wird sein Gesicht erkennbar. Er hat glatte, wettergerötete Wangen, leicht abstehende, ebenso gerötete Ohren, eine Böe scheidelt haferfarbene Strähnen. Im Nacken ist sein Haar flusig und dunkler, in der gleichen Farbe wie seine Augen, die auf den Boden gerichtet bleiben. Hinter ihm formiert sich sein Vieh, Hunderte Tiere. Er geht voran, und nach und nach bildet die Herde in seinem Rücken eine breite graue Schleppe.

Von Norden rollt ein Donner und verhallt. Blitzlos. Keines der Tiere zuckt, auch der Hirte nicht. Er schaut nicht einmal auf, tritt weiter. Langsam, als würde die Zeit um sie träger fließen, ziehen sie hinaus über das verblühte Land, sacht gewellte Ödnis, gefärbt von braun verholztem Kraut und Sand, wo nichts emporragt außer den Wacholdersträuchern, zerbrochenen Säulen gleich.

Sein Name ist Jannes Kohlmeyer, er ist neunzehn Jahre alt. Das Krachen der Panzermunition, die tagsüber auf dem Fabrikgelände des Waffenherstellers Rheinmetall getestet wird, nimmt er kaum wahr. Es gehört für ihn zur Arbeit wie das Zischen des Windes und das Blöken des Viehs. Er hat andere Sorgen.

An einer Senke hält er, lässt die Herde an sich vorbeiziehen, zählt fast automatisch, kontrolliert ganz beiläufig die Beschaffenheit der Flanken, den Zustand der Wolle, der Schnauzen, ihren Gang, die Zitzen, die Klauen. Es sind 42 Ziegen und 357 Heidschnucken; archaische Wesen mit verdrehtem Gehörn, graubraunen Wollzotteln und tiefschwarzen Schädeln, aus denen die Augäpfel hell hervorstechen. Sie sind zäh und genügsam, geben gerade genug Milch für die eigenen Lämmer, von denen die Familie dieses Jahr nur sechs Stück behalten hat. Die anderen sind verkauft oder geschlachtet.

Unten drängen sich die Tiere aneinander. Hera und Kasch, die beiden Hütehunde, umkreisen den Pulk. Jannes blickt hinunter, die Bewegungen erinnern ihn an Bilder aus einer Dokumentation über den Weltraum. Wie Monde oder Planeten kreisen sie um die Herde, das Zentrum des Alls. Und dann schweift er ab; er hat seinen eigenen dunklen Wanderer, einen Gedanken, der seit Tagen kommt und geht auf elliptischer Bahn, dessen Gravitation drückt und lähmt und Jannes in die Leere schauen lässt, bis ihn die Fliehkraft einmal mehr zurück in die Nacht schleudert: Papa geht zum Arzt.

Sie sind jetzt gerade beim Arzt, denkt Jannes. Wahrscheinlich genau jetzt. Das ist ja an sich nichts Schlimmes, nein, gar nicht. Er kann sich nur nicht erinnern, dass das je vorgekommen wäre. Sein Vater wird nicht krank. Er beschwert sich nie, nicht mal über Kopfschmerzen oder den Rücken.

Eine der älteren Schnucken löst sich aus der Herde, setzt an und schießt den Hang auf der anderen Seite hinauf. Wie ein Organismus beginnt der Rest hinterherzuzufließen, flankiert von den beiden Collies.

Es kann nichts Schlimmes sein, denkt Jannes noch einmal, oder eher: versucht es zu denken, während er mit dem Stecken als Stütze den Hang hinabsteigt. Es sind ja nur diese

Aussetzer. Wahrscheinlich irgendein *Mangel* oder so was, das hatte seine Mutter gesagt, oder der Stress. Er folgt den letzten Tieren mit dem Blick, die halb hüpfend, halb galoppierend den Anschluss suchen. Die Herde, denkt er. Das Zentrum des Alls.

Der Boden in der Senke ist feucht und von Klauenspuren vertreten. Er betrachtet das Gewirr im Sand zu lange und entdeckt etwas, das ihn beunruhigt: Abdrücke, die nicht von den Klauen der Schnucken stammen, sondern von Pfoten.

Die sind von den Hunden, ist sein erster Gedanke. Aber schon im selben Moment überlegt er, ob die Spur nicht seltsam aufgereiht wirkt; könnte sein, könnte aber auch am Vertritt liegen. Wer soll so was sagen? Er sucht den Hang nach den schlanken Silhouetten der Collies ab, findet sie nicht im Gewimmel, und er erinnert sich, dass er die Hunde dort im Inneren der Senke nicht gesehen hat. Und mit einem Mal wirkt ihm die Spur auch zu tief und nicht frisch genug, im Vergleich zu den Klauenabdrücken der Herde. Er pfeift.

«Kasch! Hera! Bei!»

Die Hunde schießen nacheinander den Hang hinunter, und bevor er ihnen befehlen kann zu warten, pflügen sie durch die Spur. Sie kommen vor ihm zum Stehen, er starrt in durchscheinende, tatbereite Augen.

«Was geht da drin vor?», fragt er. «Ihr kleinen Verbrecher, was denkt ihr?»

Er hockt sich hin, packt sie nacheinander bei den Schnauzen und kabbelt sie, spürt die Wärme des Atems an den Fingern und die Kraft der feinen Nackenmuskeln, dann lässt er los. Kasch schüttelt sich, Hera tippelt auf der Stelle. Jannes wendet sich ab. Sein Smartphone vibriert. Er klemmt sich den Stab unter die Achsel und ruft:

«Na los!»

Die Hunde hetzen den Hang wieder nach oben, Jannes

zieht das Smartphone aus der Tasche seines Überwurfs, ihre frischen Spuren genau im Blick; sieht doch verdammt ähnlich aus. Warum hat er kein Foto gemacht? Idiot, denkt er noch, während er die Nachrichten liest. SMS von seiner Mutter, die Jannes im Handy unter *Muddern* eingespeichert hat.

«Kommen die Genesenen gut mit? Wie lange braucht ihr noch ca.? Gruß, Mama»

Jannes tippt, während er der Herde den Hang hinauf folgt. Sein Muskelgedächtnis kennt das Gelände, seine Augen ruhen meist auf den Tieren oder auf dem Smartphone.

«So zwei Stunden und jau sieht gut aus. Machen keine mätzchen», tippt er und dann, nach kurzem Innehalten, eine zweite Nachricht:

«Wie wars beim arzt?»

Er scrollt die Unterhaltung nach oben, schaut, ob sie noch etwas anderes geschrieben hatte, aber findet nichts als die kurzen, sich abwechselnden Absätze, dazwischen verwackelte Fotos, die angehobene, verschorfte Klauen zeigen oder mit dem Daumen hochgezogene Schafslippen, die freigelegten Zahnreihen immer wieder erschreckend menschenähnlich. Fotos von Pferchschäden, Fotos von rötlichen oder verflüssigten Kötteln. Dazwischen vereinzelte *Okays*, *Guts* und *Gruß, Mamas*.

Auf der Kuppe angekommen, schaut er vom Gerät auf, aus einem Gefühl heraus. Die Herde bewegt sich nicht. Auch die Hunde sind still, kein Wind. Nur das Rascheln der Tiere, vereinzeltes Blöken. Sofort erinnert er sich an die Spuren unten. Gleichzeitig fällt ihm auf, dass ein paar der gehörnten Schädel sich Richtung Waldrand wenden. Die Ziegen heben die Köpfe, die schwarzen Schlitze in den Augen in die Leere gerichtet. Plötzlich brechen ein paar Tiere zur Seite aus.

«Hey!»

Hera jagt los und treibt sie zurück in die Traube. Jannes

lehnt sich wieder auf seinen Stock, kneift die Augen zusammen und folgt den Blicken der Tiere. Die Wolken hängen schwer und tief über dem Land, der angrenzende Forst bildet eine dunkle Mauer. Im Grunde könnte alles dahinter lauern, sich verbergen, bis der Hunger es hinaustreibt. Er denkt an die körnigen, verwackelten Videos aus den Facebook-Gruppen, auf einem war das Tier zu sehen. Es bewegte sich ruhig am Straßenrand entlang, federnder Lauf, geduckter Schädel, fixierender Blick, neugierig vielleicht, dagegen schwer der Atem des Filmenden, in der Stimme heisere Panik *Haust du wohl ab! Hau ab du! Hau ab jetzt!*, immer wieder, und es löste nicht mal ein Zucken beim Tier aus, dann flog ein Stein, knirschte über die Landstraße, der Wolf duckte sich weg, drehte ab und jagte über den Acker davon, war innerhalb von Sekunden zum Fleck am Waldrand geworden, grau in braun, kaum zu unterscheiden von einem jungen Reh oder einem streunenden Hund.

Jannes denkt an den Riss vor drei Wochen auf der Standweide der Steinbecks, kaum dreißig Kilometer entfernt, sieht die schlecht fotografierten Bilder des dahingestreckten Kalbs in Siegrid Steinbecks Facebook-Galerie vor sich, viermal das gleiche Motiv im Gitterquadrat. Klick, der Mauszeiger über den angefressenen Stellen zwischen den Hinterbeinen, die fransigen Hautlappen, die Worte seines Vaters: *Guck dir die Scheiße an, keine hundert Meter vom Haus entfernt. Guck dir diese Scheiße an.*

Kasch hat den Schädel auf dem Boden zwischen den Schultern und fixiert eine Schnucke, Hera hechelt mit heraushängender Zunge. Jannes erkennt keine Anzeichen von Angst an ihnen. Allmählich treibt die Anspannung aus ihm heraus. Er schiebt den Gedanken fürs Erste beiseite, geht voran, ruft:

«Ko-om!»

Und die Herde setzt sich langsam in Bewegung.

Oben beschreibt die Sonne ihren Bogen hinter Wetter und Dunst, unten zaust der Wind Wolle, Fell und Haar, fegt das letzte Laub von den Birken, die an den Rändern der Heide wachsen. Wie Goldsprenkel leuchtet es auf den Sandwegen. In ein paar Tagen wird es sich den Farben des Landes fügen und ebenfalls zu Braun faulen.

Heute bleiben sie nicht mehr stehen. Jannes treibt den Trott stetig voran, über das Werk seinesgleichen von Jahrzehnten und Jahrhunderten: Zwischen ausgedehnten Aufforstungen übrig gebliebene Heideflächen, auf denen sich die Trittpfade des Viehs wie dunkle Adern abzeichnen und über die alle fünfzehn Minuten der Geschützdonner pocht; Abschuss, Einschlag. Ein altes, träges Herz.

Am Abend hat er die Tiere in den Stall gebracht und die Hunde gefüttert. Er schält sich aus dem grauen Überwurf, wischt sich mit dem Stoff grob die Hände und hängt ihn im Vorraum des Stalls neben die muffigen Regenjacken und Mäntel. Dumpf die Geräusche der Herde hinter der Betonwand, sirrend die antike Elektronik. Auf Werkbänken liegen Klauenzangen, Spritzen und Scheren in abgeteilten Plastikboxen. Regale aus dünnem Blech, darin Medikamentenflaschen, Kanister voll Desinfektionsmittel, Löschkalk, ineinandergestapelte Bottiche zum Anrühren von Lämmersmilch. Winkel, bespannt mit Spinnenfäden, in den Zwischenräumen hängen knallgelbe Klebestreifen, bepunktet mit dicken toten Fliegen. In der Ecke des Raumes lehnen Futtersäcke auf mäuseskotbedeckten Pappen gegen die Feuchtigkeit. Jannes nimmt seinen Stecken und stellt ihn zu den anderen in eine aufgesägte Plastiktonne an der gegenüberliegenden Wand, die matten Aufsätze klacken aneinander.

Sie haben alle ihren eigenen, denn sie alle machen die gleiche Arbeit: Seine Mutter Sibylle und sein Vater Friedrich, von

Opa Wilhelm stehen sogar welche drin, die über fünfzig Jahre alt sind. Sie werden kaum noch genutzt, es sind halbe Museumstücke, die Jannes' Vater nur noch bei Hofführungen rausholt. Jannes' eigener Stab ist unlackiert und knotig. Er hat ihn zusammen mit seinem Großvater gemacht. Er liebt es, wenn er Wuchs und Jahre eines Gegenstands unter seinen Fingern spüren kann. Als Kind hat er alle Knochenstücke und Gebeine aufgehoben, die er auf Streifzügen im Wald oder auf der Heide gefunden hatte, und sie in seinem Zimmer aufgereiht. Dass etwas derart Steinhartes aus einem Lebewesen gewachsen sein konnte, findet er bis heute wunderbar.

Die einzigen Mitglieder seiner Familie, die nie einen Stecken in dieser Tonne besessen haben, sind seine Oma Erika, die wegen ihrer Demenz schon lange im Heim ist, und seine neun Jahre ältere Schwester Janine, die an einem anderen Ort ein anderes Leben lebt.

Neben der Tür zum Stallgewölbe ist unter einem direkt aus der Wand ragenden Schlauchende ein kleines Waschbecken angebracht. Jannes dreht den Hahn auf, krempelt die Ärmel seines dunkelgrünen Fleecepullover hoch, drückt mit dem Handgelenk zweimal auf einen großen beinfarbenen Seifenspender und wäscht sich den Dreck des Tages von den Händen. Von der Decke hängt eine rohe Glühbirne; Schlaglicht auf Nacken und Schultern. Im Dunkel des Fleecestoffs schimmern sein eigenes Haar und das der Hunde auf, als er sich die Nässe von den Händen schüttelt.

Draußen, unter der verlängerten Dachkante, knackt die Beleuchtung an, als er aus der Tür tritt, und schlägt die Schatten zweier kleiner Traktoren auf den Beton, die dort unterstehen. Einer ist uralt und Kernschrott und wurde seit Jahren nicht von der Stelle bewegt, überzogen mit einer Kruste aus Altöl, Staub und Schwalbenkot. Der andere ist keine drei Jahre alt, glänzend, sauber rückwärts eingeparkt, die Gabel

gerade so hochgefahren, dass man unten durch spazieren kann. Ein moderner, knallroter Weidemann-Hoflader für Mist, Einstreu und Futter. Jannes liebt den kleinen Wendekreis, und er putzt ihn öfter, als er müsste.

Während er sich vom Stall entfernt, verschwindet der Maschinenduft von Rost und Schweröl aus seiner Nase, weicht dem herben Geruch des Jauchetanks und des Misthaufens, auf dem sich feine Dampffäden kräuseln, bis hinter Jannes die Stallbeleuchtung wieder ausgeht.

Weiter Richtung Wohnhaus hängt ein Hauch Zwiebel im Hof, vermischt mit gedünsteter Butter. Das Essen seiner Mutter, denkt er. Obwohl er hungrig ist, hat er es nicht eilig. Denn in der Küche wartet sein Vater. Jannes ist unerträglich neugierig, und gleichzeitig hat er Angst, was der Arztbesuch bedeuten könnte. Er will mit niemandem darüber reden. Am liebsten wäre ihm, jemand würde ihm alles, was er wissen muss, unpersönlich aufschreiben, denkt er, während er um die Ecke biegt und an der Frontseite des alten Hallenhauses vorübertritt.

Sein Opa wurde darin geboren, hat jahrzehntelang mit Oma Erika in den kaum beheizbaren Räumen gelebt. Sogar Jannes' Mutter und sein Onkel Uwe haben noch ein paar Jahre in dem alten Haus verbracht, bis die Familie in den Siebzigern den Neubau bezogen hat, in dem später auch Jannes und Janine aufgewachsen sind. Seitdem ist das Hallenhaus unbewohnt, umfunktioniert, halb Scheune, halb Abstellkammer, in der großen Diele und den davon abgehenden Räumen stapelt sich der Schrott: platte Fahrräder, Brennholz, Bauholz, Tonnen von Zaundrahtrollen und kaputten Aluminiumgattern.

Das Gebäude ist baufällig und denkmalgeschützt. Auf dem Heuboden wächst Knöterich zwischen den Sparren hinein, streckt seine Ranken hellgrün in die Lichtbalken, die durch

die winzigen Schrägfenster und Ritzen fallen. Von außen hängt das Dach sichtbar durch, an den Längsseiten reicht es tief hinunter, fast bis an Jannes' Stirn, und dort, wo es der ewige Schatten der beiden alten Hofeichen trifft, sind Schindeln und Fugen zentimeterdick mit Moos bewachsen.

Eine Renovierung können sie sich schon lange nicht mehr leisten, und mit fortschreitendem Verfall rückt sie immer ferner. Trotzdem steht sie alle paar Monate zur Diskussion. Jannes' Vater würde es gerne machen, als zusätzliche Tourismusattraktion. Er sagt, *die lieben das doch, dieses Alte, Rustikale*. Eine Ladenzeile könne hinein für die bessere Direktvermarktung des Schnuckenfleisches, ein paar Ferienwohnungen im Obergeschoss und unten in der Diele eine Art Ausstellung über die Schnucken und das Heidebauerntum. Opa Wilhelm, dem der Hof auf dem Papier immer noch gehört, will davon nichts hören. Er ist der Meinung, dass sie nach wie vor Landwirte seien und keine Ausstellungsobjekte oder Zirkusclowns, *auch wenn das hier manche vielleicht anders sehen*. Wenn man sich also schon so verschulden wolle, behauptet er, dann müsse erst mal ein größerer und modernerer Stall her, und sowieso: *größere Herde, mehr Flächen und nicht nur die ollen Schnucken, auch welche, die Milch und Käse und Wolle bringen, und dann Deichpflege, in die Auen müsst ihr, da liegt das Geld, mit diesem Kleinkram hier pustet es euch sonst irgendwann weg*, sagt er, *schaut euch doch nur mal um*.

Jannes wird langsamer. Im Finstern unter der Portaleinfassung, am Eingang zur alten Diele, bleibt er schließlich stehen. Auf der anderen Seite des Hofes das Küchenfenster; warmes Licht. Er schaut noch einmal seine SMS durch. Die Nachrichten sind gesendet worden, aber seine Frage hat seine Mutter nicht beantwortet. So kann er sich nicht einmal vorbereiten. Während er auf den Bildschirm schaut, fällt ihm auf, dass er

sich im WLAN befindet, Whatsapp-Benachrichtigungen ploppen auf, Spam-Mails. Statt weiterzugehen, scrollt er durch seinen Facebook-Feed. Zwei Benachrichtigungen. Fynn Antelmann und Phillip Maschwitz, die beiden Freunde von der Berufsschule, die ihm geblieben sind, haben für eine Halloweenparty im Ort nun doch auf *Nimmt teil* geklickt. Fynn, der im September nach Göttingen zum Studieren gezogen ist, kommt also das Wochenende über zu seinen Eltern nach Unterlüß. Jannes' Laune bessert sich minimal. Er scrollt weiter. Ein Mann, den er von der Ausbildung kennt, kommentiert einen Artikel der Lokalzeitung über eine Straßenspernung, eine vermisste Katze in Faßberg, eine Bekannte aus Hermannsburg verkauft eine Einbauküche. Wolfssichtung im Landkreis Uelzen. Mediamarkt-Werbung. Möbelhauswerbung. Bundeswehrwerbung.

Hoch über Jannes' blassbläulich gefärbtem Gesicht ragen die morschen Pferdeköpfe vom Dachfirst, Sachsenrösser, tief-schwarz vor steingrau marmoriertem Wolkenmatsch, einander abgewandt wie im Streit. Drei Meter darunter prangen fünf Kreise am Fachwerk, Königsscheiben vergangener Schützenfeste, von Altertum und Wetter absteigend verdüstert, wie bebilderte Mondphasen.

Die dunkelste, älteste ganz rechts hat Opa Wilhelm geschossen, in den Fünfzigern, kurz nachdem die in der Nachkriegszeit verbotene örtliche Schützengilde mit ihm als Mitglied neu gegründet worden war. Jannes weiß, dass die Eichenkränze und das Rehgeweih auf der Scheibe auch bei Tageslicht kaum sichtbar sind, die Farbe ist lange abgeblättert und verblichen, Formen und Kontur verschwunden unter Flechten. Die drei Scheiben daneben sind etwas jünger, aber fast ebenso vergilbt, aus den Siebzigern, als Jannes' Onkel Uwe zweimal das Jugendschießen gewann und ein Jahr später der jüngste Schützenkönig der Vereinsgeschichte wurde, be-

vor er Anfang der Achtziger Hof und Herde den Rücken kehrte, zum Bund ging und für immer dortblieb.

Die hellste Scheibe ganz links hat seine Mutter vor fünf Jahren gewonnen, 2009. In diesem Jahr waren erstmals Königinnen ausgeschossen worden, Sibylle hatte sich mit aufstellen lassen. Wie sehr das auf Bitten seines Opas hin geschehen war, weiß Jannes bis heute nicht so richtig. Was er sicher weiß, ist einzig, dass der Verein damals nur eine weitere Frau gefunden hatte und dass der Wettbewerb ohne seine Mutter nicht hätte stattfinden können.

Jannes betrachtet die Scheibe, den Kopf im Nacken. Neben den anderen scheint sie fast zu glänzen. Er erinnert sich an das feierliche Anbringen vor fünf Jahren. Die Leiter am aufgesprungenen Fachwerk, Männer mit grünen Hüten und weißen Handschuhen schwankten darauf empor, Flecken auf den Hosen, Blasmusik, das blecherne Klirren des Schellenbaums. Alles war voll von halb fremden alten Menschen, ein paar Nachbarn, ein paar Gruppen Halbstarker aus dem Dorf, gaffend auf den Rädern, unsicher ob der Öffentlichkeit der Veranstaltung. Er war damals vierzehn, aber seit dem Frühjahr konfirmiert, und so trank er, was ihm angeboten wurde: durchscheinende Fanta-Korn-Mischungen aus kleinen, seltsam leichten Gläsern, scharfe Ratzeputze von den kreisrunden Tablettts der Freunde seines Großvaters. Das Geklimper und Geblitze der Abzeichen, wenn sie sich mit ihren Uniformen am Ausschankanhänger nach ihren Gläsern vorbeugten. Der Geruch von Altmännerschweiß und Bier, gesogen in schrankmuffigen Stoff. Schulterklopper, trübe Augen, seliges Grinsen. Wann er denn endlich eintrete? Es liege ihm ja *im Blut*.

Er erinnert sich an seinen Vater, der dem Treiben den ganzen Tag fernblieb, mit der frühmorgendlichen Behauptung, dass man die Pferchzäune nun wirklich alle mal kontrollieren

und aussortieren müsse. Später verschwand er im Stall und kam erst im Abendlicht wieder heraus, als der Hof leer und still war und die ersten Rauchschnalben zogen, lautlos, im Tiefflug. Obwohl Jannes damals ziemlich betrunken war, kann er sich bis heute genau daran erinnern, wie sein Vater ihm mit einem unlesbaren Gesichtsausdruck einmal zunickte und dann kommentarlos begann, Scherbenreste und die winzigen Deckel der Klopfer aus den Rillen des Kopfsteinpflasters zu fegen.

«Tja. Bei Mutti wurd das auch nicht mehr besser», sagt Wilhelm laut genug, dass Jannes es durch die angelehnte Küchentür hören kann.

«Vadder, das ist ja wohl ne ganz andere Sache.» Die Stimme von Jannes' Mutter Sibylle.

Er öffnet die Tür mit ausgestrecktem Arm, geht mit Unbehagen hinein, wahrscheinlich reden sie über seinen Vater. Opa Wilhelm sitzt zurückgelehnt an seiner Ecke des Tisches, die Arme verschränkt, hinter ihm die große Pinnwand, dicht gespickt mit ausgeschnittenen, verlassenden Zeitungsartikeln, auf Papier gedruckten, zerfalteten Fotos, Imbissflyern und Zettelchen mit handschriftlich notierten Telefonnummern, Einkaufslisten und gestempelten Terminen. Vor ihm auf dem Tisch ein dampfender Becher mit dem Logo des Naturparks Südheide; die Spirale eines Schnuckenhorns läuft aus zum Profil eines Bocks. Der alte Mann beugt sich vor, greift den Becher mit einer sehnigen, altersfleckigen Hand, dreht den Druck zu sich. Auch abends trinkt er noch seinen schwarzen Tee.

«Das hört sich aber alles ganz ähnlich an. Und sieht auch genauso aus. Haben wir doch alles schon mal gesehen. Muss man sich drauf gefasst machen.»

«Jetzt red doch kein Quatsch», sagt Sibylle, und Jannes